

# THEOLOGISCHE REVUE

116. Jahrgang

– Dezember 2020 –

---

**Riesner, Rainer: *Messias Jesus*. Seine Geschichte, seine Botschaft und ihre Überlieferung. – Gießen: Brunnen 2019. (XVII) 537 S., geb. € 58,00 ISBN: 978-3-7655-9410-6**

2006 stellte Rainer Riesner fest, dass den Jesus-Publikationen der gegenwärtigen Zeit allgemein „eine immer kürzere Lebensdauer auf dem Markt“ beschieden sei (vgl. ThBeitr 37 [2006], 326). Jetzt legt er selbst eine große Monographie zum Mann aus Nazareth vor. Entstanden ist das Buch auf der Basis von Vorlesungen am Institut für Ev. Theol. an der TU Dortmund sowie in dem evangelikalen Albrecht-Bengel-Haus in Tübingen. Der originär mündliche Sprachduktus scheint auch immer wieder im lockeren Schreibstil durch. Schon der Titel zeigt R.s Programm an: Er wählt die aramäisch-hebräische Bezeichnung „Messias“, obschon sich die griechische Version *Christos/Christus* im NT ja bereits so gut wie vollständig durchgesetzt hat (einzige Ausnahmen bekanntlich Joh 1,41; 4,25). Später wird R. dann von Jesu „Messias-Berufung“ bei der Taufe (94–99), vom „Messiasbekenntnis“ des Petrus (259–263), dem „messianischen Einzug“ in Jerusalem (298–303), schließlich der „messianischen Gemeinde“ dortselbst (405–407) und anderem mehr sprechen. R. könnte kaum stärker unterstreichen, dass Jesus für ihn der *Messias ist*.

Der Band ist in 14 Kap. aufgeteilt, zuzüglich eines persönlichen Nachworts und Anhänge. Bibelstellen werden teils halbseitenweise kolometrisch abgedruckt, griechische Begriffe auch in Umschrift ergänzt. Entsprechend dem Grundanliegen des Bandes, Jesus als *Messias* zu erweisen, beginnt es nicht – wie andere Jesusbücher häufig – mit einem Kap. zu Quellen und Methoden der Jesusforschung, zu Galiläa als Jesu Heimatland oder zu Johannes dem Täufer, sondern mit einem Kap. zu Messiaserwartungen im Frühjudentum. Damit ist ebenfalls von S. 1 an ein archäologischer Schwerpunkt verbunden: Gleich dort unterstreicht R. anhand archäologischer Funde die enorme Bedeutung, die König David für Israel hatte. Dieser Schwerpunkt wird im Verlauf des Buches durch geographische Karten, Exkurse und Abbildungen noch vertieft. Auch wenn diese manchmal nur indirekten Bezug zum NT haben und eher in die spätere christliche Baugeschichte gehören (wie zur Geburtskirche in Bethlehem, 81, oder zur Grabeskirche, 386), empfindet der Rez. sie als angenehme Auszeichnung des Buches. Die Abschnitte zu quellenkundlichen Einleitungsfragen der Evangelien und zur Auslegungsgeschichte kommen erst in den letzten beiden Kap.n zu stehen (411–479), und auch diese Anordnung entspricht der Logik von R.s Darstellungsentention: Gemäß dieser *folgt* die Jesusüberlieferung der Jesusgeschichte an sich, um letztere aber geht es ihm vorrangig. Die einleitungswissenschaftlichen Entscheidungen R.s zu den Evangelien sind folgende: Mt geht in wesentlichen Teilen auf den Zöllner Matthäus zurück, der Markusstoff auf den „historischen Petrus“; Lk ist vom Paulusbegleiter verfasst; hinter Joh steht der Zebedaide Johannes, der identisch mit dem

„Lieblingsjünger“ im vierten Evangelium ist, die Endkomposition besorgte sein Schülerkreis. Alle (!) Synoptiker wurden vor 70 n. Chr. geschrieben, Joh um ca. 100. Diese enge Anbindung der Evangelientexte an die erste Generation der Jesunachfolger ermöglicht R. ihre fast grenzenlos optimistische Bewertung hinsichtlich historischer Fragen: „Es ist historisch möglich, zu wissen, wer Jesus war und was er wollte“, resümiert er am Ende des gesamten Buches (478).

Sein Jesusbild entwirft R. wie folgt: Jesus wurde jungfräulich empfangen, in Bethlehem geboren und bei der Taufe von Gott als Messias und endzeitlicher Herrscher eingesetzt (96). Von Anfang seines Wirkens an bezeichnete Jesus sich als „Menschensohn“ und nahm die Vision aus Dan 7,13f für sich in Anspruch. Sein gesamtes Wirken, seine Lehre und Taten sollten Zeichen für seine Messianität sein: Daher erfolgte beispielsweise sein erstes „Zeichen“, das Weinwunder zu Kana, deswegen auf einer Hochzeit, weil diese ein Bild für die künftige Heilszeit war (115–117). Jesus verkündete das eschatologisch verstandene Reich Gottes und unterstrich diese Verkündigung durch Wundertaten; er wehrte sich aber, diesen Anspruch gewaltsam durchzusetzen. Er bezog die Rolle des Gottesknechts aus Jes 53 auf sich (266f) und ging im vollen Bewusstsein seines drohenden Todesgeschicks nach Jerusalem zum Passahfest (Lk 13,32f). Jesus wurde gekreuzigt, wegen des Sabbatbeginns aber nur provisorisch begraben. Am Sonntag danach erfolgte die leibliche Auferstehung (das Grab war leer). Der Auferstandene erschien seinen Nachfolger/innen sowohl in bzw. bei Jerusalem als auch in Galiläa. Die Auferstehung bestätigte den Jüngern Jesus als Messias Israels.

Dieses Jesusbild ist fraglos ein ungleich dramatischeres, heilstheologischeres, als man es auf dem einschlägigen exegetischen Fachbuchmarkt der letzten Jahrzehnte zu lesen gewohnt war. Und warum auch nicht? Insbes. in Bezug auf die enorme Dynamik des frühesten Christus-Bekenntnisses lassen Meiers „Marginal Jew“, Stegemanns Verkünder eines „heterotopen Gesellschaftsentwurfs“ o. ä. ja vielleicht wirklich Fragen offen. Umgekehrt bleibt bei R. auf der Makroebene offen, wieso gerade die Auferstehung, die ja vorntl. *kein* messias theologisches Motiv ist, den Jüngern Jesus als Messias erwiesen haben soll. Darüber ließe sich sprechen. Doch auch in vielen Details hat den Rez. R.s Buch leider durchaus „im Wesentlichen“ (XVII) unüberzeugt zurückgelassen. Die Hauptgründe sind dafür a) immer wieder diskussionsbedürftige exegetische Entscheidungen, mehr noch aber b) der vielfach verschleierte, teils auch tendenziöse Umgang mit Quellen sowie c) der Forschungsliteratur. Die Beispiele können hier nur ganz punktuell dargestellt werden:

So findet R. beispielsweise neben Mt 1 und Lk 1 auch in Joh 8,41; Mk 6,3 („es wäre zumindest möglich“) und Gal 4,4 („dürfte [...] so zu verstehen sein“) Bezeugungen der Jungfrauengeburt und plausibilisiert dadurch ihre Historizität (65–67). Synoptische Differenzen werden insgesamt selten angesprochen oder präzisiert (z. B. 260.341–343), jedoch nie problematisiert. Meist werden sie kleingehalten, z. B. zum zeitlichen Schema der Synoptiker vs. dem bei Joh (88, auch 115), und es überwiegt ein harmonistischer Zugang, z. B. bei den Frauen am Ostergrab (395) oder bei den Erscheinungserzählungen. Die Frage, ob den Zwölf bei ihrer Aussendung Sandalen erlaubt (Mk 6,9) oder nicht erlaubt (Mt 10,10) waren, erörtert R. nicht, sondern bemerkt lediglich in einem unausgewiesenen Zitat, dass sie „wohl“ erlaubt waren (244). An manchen Stellen fühlt man sich an naturalistische Erklärungen im Stile von H. E. G. Paulus erinnert, z. B. wenn R. den Geburtsstern (Mt 2,1–11) aufs Neue mit einer Jupiter-Saturn-Konstellation im Jahre 7 v. Chr. erklärt (59–61) oder die Sonnenfinsternis bei der Kreuzigung mit einem schwarzen Schirokko, einem Sandsturm, der besonders im April aufträte und den R., wie er in einer Fußnote versichert, mehrmals in Jerusalem

selbst erlebt habe (370, Anm. 149). Da R. statt des zugegeben problematischen kausalen „denn [ὅτι] sie hat viel geliebt“ (Lk 7,47) die konsekutive Lutherübersetzung von 1956 „darum hat sie mir viel Liebe erzeugt“ als „aus besserer exegetischer Erkenntnis“ vorzieht (186), lässt sich fragen, ob hier nicht eher „aus dringlicherem dogmatischem Wunsch“ gemeint ist. Denn gewiss: Die konsekutive Deutung ist sprachlich nicht unmöglich, doch dass es dafür deutlich klarere Konjunktionen gegeben hätte (ἄρα, διό), hätte doch wenigstens genannt sein sollen.

Während diese und viele weitere Entscheidungen also nicht unbedingt mehrheitsfähig, aber ja dennoch diskutabel sind, ist dem Rez. R.s Verwendung von außerbiblischer antiker Literatur als noch problematischer aufgefallen. Auch hier nur wenige Beispiele:

So stellt er ohne quellenkundliche Information als sicher dar, dass dem Apollonios von Tyana Wunderwirken „erst nachträglich zugeschrieben“ wurde (166) und bekräftigt damit die Einzigartigkeit von Jesu Wundertaten. Nun ist es natürlich tatsächlich eine gute These, dass die apollonischen Wundererzählungen in der wichtigsten Quelle, der Biographie von Philostrate, von den jesuanischen bereits beeinflusst sind. Aber dass dem Apollonios Wunderwirken insgesamt „erst nachträglich zugeschrieben“ wurde, lässt sich mit dieser Bestimmtheit doch einfach nicht sagen, und auch E. L. Bowie, R.s Belegautor, kommt zu diesem klaren Ergebnis *nicht*, sondern lässt Authentizitätsfragen von Apolloniustraditionen ausdrücklich offen (ANRW II 16,2, 1685f).

Oder: Mit Verweis auf Euseb, HE III 11, ist sich R. sicher, dass der Emmausjünger Kleopas (Lk 24,18) ein Onkel Jesu war, aufgrund von Orig, Cels II 62.68, hält er es für „sehr wahrscheinlich“, dass der zweite ungenannte Jünger dessen Sohn Simon war (403). R. erwähnt nicht, dass bei Eusebius gar nicht vom Lukasevangelium geschweige denn von der Emmaus-Perikope die Rede ist und mindestens ebenso gut der Klopas aus Joh 19,25 gemeint sein könnte. Und er verschweigt ebenfalls, dass bei Origenes zwar Simon und Kleopas als Namen der Emmausjünger genannt werden, dort aber nicht behauptet wird, dass sie Onkel und Neffe Jesu gewesen seien.

Die Beispiele ließen sich fortsetzen.

Schließlich seien noch einige Beispiele für R.s – man muss fast sagen: interessegeleiteten – Umgang mit der Sekundärliteratur genannt:

Zur Entscheidungsbegründung der Forschermehrheit, Nazareth und nicht Bethlehem für Jesu Geburtsort zu halten, schreibt er: „Sie begründen das vor allem mit dem Markusevangelium, das Bethlehem nicht kennt.“ (47) Als an dieser Stelle einziges Beispiel für diese Position führt R. das bekannte Lehrbuch zum historischen Jesus von Theißen/Merz an: eine wirklich entstellende Simplifizierung der Vielzahl an Argumenten, die Theißen/Merz tatsächlich bieten.

Oder: Dass R. insgesamt zugunsten der historischen Glaubwürdigkeit des Wunderwirkens Jesu argumentieren möchte: geschenkt! Er zitiert daher in dem entscheidenden Exkurs Schriften von F. Mußner, der für die historische Zuverlässigkeit des Seewandels argumentiert, und wenige Zeilen später J. Frey, der resümiert, dass Wunder im Leben Jesu insgesamt eine große Rolle gespielt hätten, deren historischer und theologischer Wert in der Forschung aber noch nicht recht gefunden sei (168f mit Verweis auf Jörg FREY: „Zum Verständnis der Wunder Jesu in der neueren Exegese“, in: DERS.: *Von Jesus zur neutestamentlichen Theologie*. Kleine Schriften II, Tübingen 2016 [WUNT, 368], 174). Dass Frey in genau demselben Aufsatz nur eine Seite zuvor *gegen* die Historizität des Seewandels argumentiert, unterschlägt R.

Oder noch einmal zur Finsternis bei der Kreuzigung: Um diese historisch als möglichst zuverlässig zu belegen, verweist R. auf das bekannte Fragment aus der *Weltgeschichte* des Thallus, eine

„sehr alte[...] nichtchristliche[...] Quelle“, die auch „Gerd Theißen“ „ernst“ nehme (369). Nun ist zum einen das besagte Lehrbuch, auf das R. verweist, nicht von G. Theißen, sondern gleichermaßen von A. Merz verfasst. Hauptautorin des Abschnittes, auf den R. hier verweist (nämlich § 3), ist Merz (so im Vorwort des Lehrbuchs zu lesen). Zum anderen aber – und das ist wesentlicher – wird man dort wiederum *viel* gründlicher über diese Quelle, ihren Inhalt und Überlieferung (nämlich nur als Verweis bei Julius Africanus 200 Jahre später) informiert als bei R. Am wichtigsten aber ist, dass Theißen/Merz die Thallus-Notiz als bereits eine christliche Passionsüberlieferung voraussetzend, also *ohne* eigenständigen historischen Aussagewert deuten. Wer nur R. liest („Theißen nimmt [...] ernst“), muss das Gegenteil annehmen.

Oder: Dass Paulus in 1 Kor 15,4f das leere Grab Jesu voraussetze, wird von R. lapidar festgestellt. Als Belegautoren für diese Position nennt er M. Hengel und J. G. Cook (395, mit Anm. 19). Wie umstritten diese These hingegen tatsächlich ist und warum die gegenläufige Position denn „weitverbreitet“ ist (nämlich mit guten Argumenten z. B. bei A. Y. Collins, D. Zeller, Chr. Jacobi und vielen anderen mehr), schließlich aber auch, mit welchen Argumenten Hengel und Cook ihre Thesen vertreten, erfährt der/die Leser/in nicht.

Summarisch kommt zu diesen Beispielen, die in R.s Buch fast durchgängig zu beobachten sind, dass er die Forscher seiner Zustimmung immer wieder durch Attribute wie „groß“ (145.267), „hoch geachtet“ (148), „bekannt“ (166) oder „angesehen“ (444) und ihre Werke als „monumental“ (400) oder „bemerkenswert“ (478) adelt, wohingegen die anderen für ihn einfach „skeptisch eingestellt“ sind, wie es mehrfach fast stereotyp heißt (z.B. 69.77.100.200.271). Und in der Tat: Wer sich nicht die Mühe macht, die Quellen und die Literatur hinter R. zu studieren, muss zum Schluss kommen, dass er gewiss „recht“ hat und alle, die konträre Positionen vertreten, uninformiert sind oder irgendwie unwillig, die Messianität Jesu anzuerkennen.

In Wirklichkeit jedoch ist es gerade anders herum. Durchgängig will R. die Jesusgeschichte stabiler darstellen und Jesus hoheitlicher und messianischer, als er wissen kann. Immer wieder überrascht die Diskrepanz zwischen seinen mutigen Positionen und der Tragfähigkeit der Belege dafür, auch wenn er seine historischen Urteile immer wieder durch Defensivformulierungen wie „könnte wohl“, „dürfte“, „kann als glaubwürdig gelten“ usw. wattiert. Der konservativ-apologetische Zug dieses Jesusbuchs ist damit mit beiden Händen zu greifen. Würde R. selbst nur den vielen anderen Textdeutungen nachgehen, die durch seine ständig einschränkenden „könnte wohl“, „ist durchaus möglich“ usw. ohnehin offenstehen, wäre sein Resultat viel weniger imposant, aber gerade dadurch tragfähiger und wissenschaftstauglicher.

Dies führt zu hermeneutischen Überlegungen: R. bekennt, er wolle „als glaubender Christ und evangelischer Theologe“ schreiben (XVI), schließt unmittelbar an dieses Credo aber einen ausführlichen Absatz über seine Expertise als Historiker an. Welchen heuristischen Mehrwert für seine Arbeit als *Historiker* sieht R. aber in seinem „Glauben“? R. geht dieser ja durchaus wichtigen fundamentaltheologischen Frage nicht nach, es lässt sich daher fragen, warum er seine geschichtswissenschaftlichen Kompetenzen überhaupt betont. Von wem erhofft er sich dadurch größeres methodisches Vertrauen oder größere Zustimmung zu seinen Positionen? Und lässt sich, wenn man schon so deutlich A sagt, B – die alte Lessing-Frage, die sich über Bultmann im Grunde bis heute wie durch ein Megaphon in der Theologiegeschichte Gehör verschafft hat – derart nonchalant übergehen? Überhaupt Bultmann: Er spukt in R.s Buch immer noch umher wie ein Flaschengeist und dient ständig als Negativfolie (49.92.104.346 u. ö.), ein bisschen wie einst D. Fr. Strauß, an dem sich

ebenfalls die Theologen bis ins ganz späte 19. Jh. abgearbeitet und seine Provokation damit wider Willen gerade als berechtigt verifiziert hatten.

Für welche Leser/innen ist das Buch also geschrieben? R. wünscht sich „nicht nur Theologen, sondern auch interessierte Nichttheologen“ (XV) – obwohl es doch gerade für ein Laienpublikum hilfreicher wäre, statt großflächiger Bibelzitate außerbiblische, weniger leicht verfügbare antike Quellen zu präsentieren, was aber nur sporadisch erfolgt. Der Verlag, die (namenlose) Buchreihe und – *hélas!* – auch R.s Jesusbild selbst samt seiner Konstruktionsmethodik lassen eine konservative, evangelikale Leserschaft erwarten, die sich mit geringer Ambiguitätstoleranz ihres Messias-Jesus-Glaubens versichern und darin weder durch die quellenkundlichen noch methodischen Grenzen der Geschichtswissenschaften verunsichern lassen will. In diesen Kreisen wird das Buch gewiss seine Abnehmer finden, und aus diesen Kreisen ist auch Bestätigung für R.s Positionen zu erwarten. Zur Überbrückung des „garstig breiten Grabens“ zwischen seiner eigenen „glaubenden“ Perspektive und den „skeptisch eingestellten“ Exeget/inn/en hingegen hält der Rez. R.s Jesusbuch – so seine ehrlich bedauernde Einschätzung – nicht für geeignet.

Über den Autor:

*Eckart David Schmidt*, Dr., PD am Seminar für Neues Testament an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Mainz (schmiec@uni-mainz.de)